

Georg Neumark



Der Psalter



Der reisende Uhrmacher



Verlag Geschwister Dönges · Dillenburg

**Dönges Druckerei Dillenburg.**



## Georg Neumark.

der Dichter des Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Der dreißigjährige Krieg war vorüber, und Deutschland ruhte von der Blutarbeit aus. Es war etwa ums Jahr 1650, zwei Jahre nach dem Friedensschluß. Um diese Zeit lebte ein junger Mann in einer der engsten und schmutzigsten Gassen Hamburgs. Niemand besuchte ihn; und alles, was die Leute im Hause von ihm wußten, war, daß er während des größten Theils des Tages sein Violoncell mit solchem Geschick und Ausdruck spielte, daß um seine Thür sich allezeit Horcher drängten und auf sein Spiel lauschten. Er war gewohnt, um Mittag auszugehen und in einem armseligen Kosthaus zu essen, das vornehmlich von Bettlern besucht wurde; außerdem pflegte er noch ab und zu in der Dämmerung das Haus zu verlassen mit einem unkenntlichen Gegenstand unter dem fadenscheinigen Rock, man hatte bemerkt, daß er seine Rechnung stets am Tage darauf bezahlte. Frau Johannsen, seiner Wirtin, war das natürlich nicht entgangen. Neugierig, wie sie war, folgte sie ihm eines Abends unbemerkt nach und fand zu ihrem Leidwesen, daß er in den Laden eines wohlbekannten Pfandleihers einkehrte. Jetzt wurde ihr alles klar, und die gutherzige Frau war sofort entschlossen, ihm zu helfen, wenn sie könnte.

Wenige Tage darauf pochte sie an seine Thür. Es jammerte sie von Herzen, als sie im Zimmer nichts weiter fand als ihre eigenen dürftigen Möbel; was sonst noch darin gewesen, war verschwunden, ausgenommen das ziemlich gebrauchte Violoncell, welches in der einen Fensterecke stand, während der junge Mann in der anderen saß und sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte.



„Herr Neumark,“ sagte die Frau, „nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu besuchen; aber da Sie seit zwei Tagen nicht ausgegangen sind und wir gar keine Musik gehabt haben, dachte ich, Sie möchten krank sein. Wenn ich irgend etwas für Sie tun könnte —“

„Danke, meine Gute,“ antwortete er matt und mit einem Tone schmerzlicher Dankbarkeit; „ich bin nicht bettlägerig und habe kein Fieber, aber ich bin unwohl, recht unwohl.“

„Aber dann sollten Sie jedenfalls zu Bett gehen.“

„Nein,“ erwiderte er schnell und wurde über und über rot.

„Doch, Sie müssen“, rief Frau Johannsen zuversichtlich. „Nun lassen Sie mich mal eben machen. Ich bin eine alte Frau, alt genug, Ihre Mutter zu sein, und ich will gleich mal nachsehen, ob Ihr Bett in Ordnung ist.“

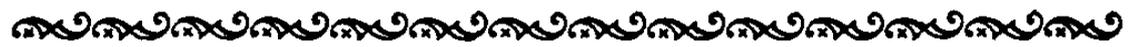
„Bitte, machen Sie sich keine Umstände“, erwiderte er und sprang schnell vor die Schlafstübetür.

Es war indessen zu spät; denn die gute Frau hatte bereits gesehen, daß da nichts war als ein Strohsack und derselbe abgetragene Mantel, in dem er seine abendlichen Ausgänge besorgte.

„Meine gute Frau,“ sagte Neumark schnell, „Sie sind vielleicht besorgt, daß ich meine nächste Miete nicht bezahlen werde, aber seien Sie nur ganz getrost; ich bin arm, aber ehrlich. Es ist ja manchmal schwer genug, aber bis jetzt bin ich noch nie ganz mittellos gewesen.“

„Herr Neumark,“ erwiderte nach einigem Zögern Frau Johannsen, indem sie all ihren Mut zusammennahm, „wir haben selber nicht viel, aber manchmal mehr als genug, so zum Beispiel heute, und da Sie noch nicht ausgewiesen sind, wenn Sie mir's erlauben wollen —“

Der junge Mann wurde abermals blutrot, stand auf, ging im Zimmer auf und ab und sagte dann mit augenscheinlicher Anstrengung: „Sie haben Recht, ich habe heute noch nicht gegessen. Ich —“



Ohne auf ein einziges Wort weiter zu warten, hatte die Frau das Zimmer verlassen und kehrte in wenigen Minuten mit einer tüchtigen Mahlzeit zurück. „Nichts für ungut,“ sagte sie, als das Essen vorüber war, „aber Sie sind sicher nicht von hier; kennen Sie irgend jemand in der Stadt?“

„Nein, niemand. Ich bin fremd hier; und Sie sind die erste, die mir freundlich zugesprochen hat; Gott vergelt' es Ihnen.“

„Nun gut, wenn es nicht unhöflich erschiene, möchte ich Sie gern einiges fragen. Wer sind Sie? Wo sind Sie her? Was ist Ihr Geschäft? Sind Sie ein Musiker? Leben Ihre Eltern noch? Was tun Sie in Hamburg?“

Nicht, daß sie schon zu Ende gewesen wäre; aber der Atem ging ihr aus; so hielt sie inne. Der junge Mann lächelte über seinen gutmütigen Examinator und begann: „Mein Name ist Georg Neumark. Meine Eltern waren arme Stadtleute in Langensalza und sind beide tot. Ich bin dort vor 29 Jahren geboren, am 16. März 1621. Wir haben dort seither harte Zeiten gehabt; und ich habe mein täglich Brot mit Tränen essen, ja oft mit Tränen erst suchen müssen. Aber ich darf nicht ungeduldig werden, nicht murren und sündigen gegen den Herrn, meinen Gott. Ich weiß, daß Er mir am Ende helfen wird.“

„Aber wie dachten Sie denn Ihren Lebensunterhalt hier zu verdienen?“ unterbrach ihn die Wirtin.

„Ich habe die Rechte studiert; und darin, fürchte ich, habe ich ein verhängnisvolles Versehen gemacht, da ich sowohl von Natur als aus Liebe zu meinem Heiland ein Mann des Friedens bin und keine Neigung zu diesen Streitereien und Prozessen habe. Hätte ich meines Gottes Willen besser verstanden, als ich diese Studien anfang, es wäre besser gewesen. — Aber ich will weiter erzählen: Zehn Jahre lang habe ich Hunger und Durst gelitten auf der lateinischen Schule in Schleusingen, einer kleinen Stadt in der Nachbarschaft meines Geburtsortes, wo ich lernte, daß die Weisheit der Welt mir kein Brot geben würde. Dann ging ich, 22



Jahre alt, nach Königsberg, die Rechte zu studieren. Es war weit zu reisen, aber ich floh vor dem greulichen Kampfe, der mein Vaterland verwüstete. Ich entrann den Schrecken des Krieges aber nur, um in gleich große Schrecknisse des Feuers zu geraten: bald hatte ich in den Flammen all meine Habe bis zum letzten Heller verloren und war zum Bettler geworden.“

„Armer Mann, brachte Sie das nicht zur Verzweiflung?“

„Ich mag nicht besser erscheinen, als ich war. Wie ich in der großen Stadt ums tägliche Brot zu ringen hatte, ohne Freunde und ohne Beistand, entfiel mir das Herz; aber der treue Gott erbarmte sich meiner, und ich lernte mein Kreuz tragen und war wohl an Leib und Seele.“

„Aber wovon lebten Sie denn?“

„Von der Gabe Gottes. Sie müssen nämlich wissen, daß ich ein Poet bin, und Sie haben wohl auch gehört, daß ich einige Fertigkeit im Violoncellspielen habe, und so fand ich nach und nach Freunde und Wohltäter, die mir halfen, freilich kärglich genug.“

„Und Sie blieben in Königsberg, bis Sie hierher kamen?“

„Nein“, antwortete er mit einem tiefen Seufzer.

„Nach fünf Jahren ging ich nach Danzig, in der Hoffnung, dort mein Brot verdienen zu können, und als diese Hoffnung mich betrog, ging ich weiter nach Thorn, da ging es mir über Erwarten gut. Gott führte mir manche teure Seele zu, die mich als Freund und Bruder aufnahm. Aber trotz alledem konnte ich keine Anstellung finden, und so beschloß ich endlich, in meiner Vaterstadt zu suchen was mir anderwärts verweigert ward. Hamburg lag auf meinem Wege, und wie ich hier durchkam, kam es mir vor, als wenn eine Stimme zu mir sagte: ‚Bleibe hier, so wird dich Gott versorgen.‘ Aber es muß die Stimme meines eigenen Willens gewesen sein, denn Sie wissen, daß es mir hier nicht gerade glänzend geht.“



„Aber sagen Sie mir doch,“ sagte die Wirtin, „was für eine Anstellung suchen Sie denn?“

„Wenn es Gottes Wille wäre, könnte ich mir wohl mein Brot mit der Feder in irgend einem Schreiberposten verdienen, wäre schon damit zufrieden.“

„Dann sind Sie also kein Musiker?“

„Ja, ich bin's und bin's auch wieder nicht. Ich kann ein wenig spielen, so zu meinem Vergnügen, aber nicht, um mir mein Brot zu verdienen. Diese Geige ist mein einziger Freund in der Welt.“

„Gute Frau,“ sagte er mit einem matten Lächeln, „ich könnte Ihnen viel erzählen von der wunderbaren Güte und Barmherzigkeit Gottes gegen mich in all meinem Elend. Ich habe freilich jetzt nichts mehr als diese liebe, alte Geige; aber Sie kennen Herrn Siebert. Bei dem ist eine Schreiberstelle offen; er wird mein Gesuch um dieselbe heute beantworten. Ich glaube, es ist jetzt gerade die Zeit, wo ich ihn sprechen sollte. Sie entschuldigen mich wohl.“ — —

Nathan Hirsch, der jüdische Pfandleiher, wohnte in einer der engen krummen Gassen, die nach dem Hafen führen. Spät am Abend trat ein junger Mann in fadenscheinigem Anzug in den dumpfigen Laden.

„Guten Abend, Herr Neumark!“ sagte der Jude. „Was bringt Sie her so spät? Haben Sie keine Geduld bis morgen?“

„Nein, Nathan, wenn ich bis morgen gewartet hätte, wäre ich vielleicht gar nicht mehr gekommen. Was wollen Sie mir für dieses Violoncell geben?“

„Nun, was soll ich machen mit solche große Fiedel?“ näselte der Jude.

„Das wissen Sie ganz gut, Nathan. Stellen Sie sie da in die Ecke hinter die Kleider, wo sie niemand sieht. Nun, was wollen Sie mir dafür geben?“

Nathan nahm sie, besah sie von allen Seiten und sagte, als er sie wieder hinlegte: „Was ich Ihnen will geben? Für dies; für einen Groschen Holz und ein paar alte Saiten?“



Ich habe gesehen Geigen mit Silber und Perlmutter; aber hier ist nichts als Holz.“

„Hören Sie,“ sagte Neumark, „ganze fünf Jahre habe ich gespart, Heller um Heller, ganze fünf Jahre habe ich Hunger und Not gelitten, bis ich die fünf Kronen hatte, dieses Instrument zu kaufen. Leihen Sie zwei darauf. Sie sollen drei haben, wenn ich es wieder auslöse.“

Der Jude schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Zwei Kronen hat er gesagt? Was soll ich tun damit, wenn Sie's nicht einlösen?“

„Nathan,“ sagte der junge Mann mit gedämpfter, aber fester Stimme, „Sie wissen nicht, wie meine ganze Seele in dieser Violine steckt. Sie ist mein irdisches Vermögen, mein einziger Freund hier auf Erden. Sie würden wohl lieber meine Seele nehmen, wenn's ginge?“

„Warum nicht? Und würden Sie sie nicht auslösen, so wäre sie mein. Aber, was könnte tun der Jude mit Ihrer Seel'?“

„Ost Jude! Aber es war meine eigene Schuld. — Der Heiland, den Euer Volk gekreuzigt hat, hat meine Seele teuer erkauft und erlöst, und ich bin Sein. Ich habe aus Verzweiflung so leichtthin geredet. Aber Sein bin ich, und Er wird mich nimmer in Not lassen. Es ist schwer, daß ich das Letzte und Teuerste opfern soll. Aber Er wird mir helfen. Ich werde Euch meine Schuld bezahlen.“

„Junger Mann, Sie werden mich nicht betrügen mit solchen törichten Hoffnungen. Haben Sie nicht gesagt das letztemal, ein reicher Kaufmann würde Ihnen helfen?“

„Siebert? Ja, ich bin zur bestimmten Stunde zu ihm gegangen; aber er sagte, ich käme zu spät, der Platz sei schon vergeben.“

„Ich handle mit Ihnen, nicht mit anderen Leuten; nehmen Sie weg Ihre große Fiddel.“

„Nathan, Sie wissen, ich bin fremd hier. Denken Sie daran, wie Sie einst fremd waren, und der Christ dem





trübten Herzen, die Ihren Laden verlassen haben, ist nie eines so traurig gewesen wie meines heute.“ Seine Stimme versagte, und er hielt einen Augenblick inne.

„Nur diesen einzigen Gefallen müssen Sie mir tun, Nathan, und mich noch einmal auf meinem Violoncell spielen lassen.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er darauf zu.

„Halt!“ schrie der Jude mit aufgeregter Stimme; „mein Laden sollte schon sein geschlossen seit einer Stunde, wär's geblieben offen nicht Thretwegen und wegen Ihrer Fiedel. Kommen Sie morgen oder lieber gar nicht.“

„Nein, heute, jetzt“, erwiderte Neumark. „Ich muß Abschied nehmen.“ Und indem er das Instrument halb faßte, halb umschlang, setzte er sich auf einen alten Kasten inmitten des Ladens und fing an so außerordentlich zart zu spielen, daß der Jude wider Willen lauschen mußte. Noch einige Striche mit dem Bogen, dann sang er zu seiner eigenen Melodie zwei Strophen von dem Liede:

Es ist genug: so nimm, Herr, meinen Geist  
Zu Zions Geistern hin.“

„Es ist genug, genug“, fuhr der Jude dazwischen. „Was sollen all' die Klagelieder? Sie haben eine Krone und ein Viertel in der Tasche.“

Aber der Spieler war taub. In seine eigenen Gedanken vertieft, spielte er weiter. Plötzlich wechselte die Tonart. Wenige Takte, und die Melodie ergoß sich aufs neue; aber wie ein Strom, der ins helle Sonnenlicht hervorbricht aus dem Schatten dunkler, überhängender Bäume, sang er lauter und lauter, und sein Angesicht wurde erhellt von einem glücklichen Lächeln:

„Aber wer weiß? das Kreuz ist köstlich.“

„Das ist besser. Da bleiben Sie drauf“, kreischte der Jude. „Und vergessen Sie nicht, daß Sie haben eine Krone und ein Viertel in Ihrer Tasche. Also in vierzehn Tagen ist



das Ding mein, wenn Sie's bis dahin nicht haben ausgelöst.“ Hierauf wandte er sich um und murmelte gedankenlos vor sich hin: „Aber, was soll ich machen mit einem großen Stück Holz?“

Neumark stellte sein Violoncell behutsam in die Ecke zurück und flüsterte: „Wie Gott will. Ich bin still,“ und verließ ohne ein Wort des Abschieds den Laden. Wie er in die dunkle Nacht hinausstürmte, stolperte er gegen einen Mann, der in der Tür auf die Musik gelauscht zu haben schien.

„Entschuldigen Sie, darf ich fragen, ob Sie es waren, der eben so schön sang und spielte?“

„Ja“, erwiderte Neumark eilig und drängte vorwärts.

Der Fremde ergriff ihn beim Rock: „Verzeihen Sie, ich bin nur ein armer Mann, aber das Lied, welches Sie da eben gesungen haben, ist mir durch die Seele gedrungen. Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich eine Abschrift davon bekommen könnte? Ich bin nur ein Diener, aber ich würde einen Gulden darum geben, wenn ich dieses Lied bekommen könnte; ich meine, es wäre expreß für mich geschrieben.“

„Lieber Freund,“ erwiderte Neumark freundlich, „ich will recht gern Ihren Wunsch erfüllen ohne den Gulden. Darf ich fragen, wer Sie sind?“

„Zu dienen, mein Herr, ich heiße Johann Güting und bin im Hause des schwedischen Gesandten Baron von Rosenkranz.“

„Schön, so kommen Sie morgen früh. Mein Name ist Georg Neumark; Sie finden mich bei Frau Johannsen in der krummen Gasse. Gute Nacht!“ — —

Eines Morgens, vielleicht eine Woche später, machte Güting seinen zweiten Besuch in Frau Johannsens Haus. Neumark empfing ihn freundlich.

„Sie halten mich vielleicht für töricht, aber ich habe die ganze Nacht darüber gebetet, und ich hoffe, ich darf mir erlauben —“



„Wie, eine zweite Abschrift des Liedes? Natürlich herzlich gern.“

„Nein, nein, nicht das. Ich habe die Abschrift, die Sie mir gegeben, in meiner Bibel, um sie desto besser zu verwahren; obgleich, wenn sie verloren ginge, ich sie wohl ebenso gut auswendig wüßte wie das Vaterunser und den Glauben. Aber gestern — ich hoffe, Sie nehmen mir's nicht übel?“

„Tut gar nichts; erzählen Sie nur.“

„Nun sehen Sie, der Gesandte hatte einen Sekretär, der ihm alle seine Briefe schrieb. Gestern ist er plötzlich davongegangen; niemand weiß, warum; aber wir glauben, daß der Herr ihn bei einem Unterschleife entdeckt und unter der Hand entlassen hat. Als ich nun gestern abend den gnädigen Herrn zu Bett brachte, sagte er zu mir: „Nun der Herr Sekretär fort ist, weiß ich wirklich nicht, woher ich einen nehmen soll, der so geschickt ist wie er.“ Da ging mir nun, ich weiß nicht wie, Ihr Name durch den Kopf; denn der Sekretär lebt im Hause, ist mit am Tische und hat hundert Kroner das Jahr in barem Gelde. So sagte ich: „Gnädiger Herr, ich wüßte wohl jemanden.“ — „Du,“ rief er lachend, „hast du einen Sekretär unter deinen Freunden?“ „Nein, gnädiger Herr,“ sagte ich, „obchon ich ihn kenne, bin ich nicht so unbescheiden, ihn zu meinen Freunden oder Bekannten zu zählen. Kurz, ich erzählte ihm alles.“

„Alles?“ fiel Neumark ein. „Auch daß Sie meine Bekanntschaft auf der Schwelle des Pfandjuden Nathan Hirsch gemacht haben, als ich mein Violoncell versetzte?“

„Ja, das alles,“ erwiderte Güting; „und wenn ich unrecht getan habe, tut mir's leid, aber das Herz war mir so voll. Der Herr nahm auch keinen Anstoß daran, sondern hieß mich Ihr Lied bringen, damit er sähe, wie Sie schreiben. ‚Handschrift und Poesie gleich ausgezeichnet,‘ sagte er, indem er es niederlegte; und wenn der junge Mann sofort käme, möchte ich mir's überlegen; vielleicht paßte er.“ Ich war nachher unruhig, Sie möchten sich verletzt fühlen; und im Schwanken zwischen dieser Befürchtung und dem



Wunsche, Sie möchten Sekretär werden, konnte ich kaum den Morgen erwarten. Der Gesandte liebt frühe Besuche, und wenn Sie mir's nicht übel nehmen und es Ihnen gut scheint, möchte ich raten, daß Sie gleich kommen."

Neumark ging, anstatt zu antworten, im Zimmer auf und ab. Ja, sagte er bei sich selbst, des Herrn Wege sind wahrlich wunderbar. Die sich auf den Herrn verlassen, sollen keines Guten ermangeln. Dann wandte er sich zu dem Diener: „Gott lohne Ihnen, was Sie für mich getan haben. Ich gehe mit Ihnen."

Der schwedische Gesandte empfing Neumark freundlich. „Sie sind ein Dichter, wie ich aus diesen Versen entnehme. Schreiben Sie bloß Lieder?"

„Von den Armen," sagte Neumark, „steht geschrieben: ‚Ihrer ist das Himmelreich.‘ Ich habe nie von einem, der reich war und sich an der Welt ergötzte, gehört, daß er ein Lied geschrieben hätte. Es ist das Kreuz, das uns solche Musik auspreßt."

Der Gesandte sah erstaunt, aber nicht unwillig aus. „Sie schmeicheln mir sicher nicht", sagte er. „Aber, junger Mann, Ihre Erfahrung ist beschränkt. Immerhin sollten Sie daran denken, daß unser König Gustav Adolf, obwohl er in dem Glanz und Ruhm des Thrones lebte, ein rechtes, edles Christenlied nicht nur gedichtet, sondern auch gesungen und gespielt hat. Aber Sie sind arm, sehr arm, wenn meines Dieners Bericht richtig ist. Hat Armut Sie getrieben, Ihr Leben zu verwünschen?"

„Gott sei Dank, nie, obgleich ich dazu versucht gewesen bin. Der Herr hat mir stets Seinen hohen Frieden im Herzen erhalten. Sagt Er doch auch: ‚Arme habt ihr allezeit‘, und nennt sie ein andermal ‚gesegnet‘. Er selbst ward arm um unsertwillen und befahl, das Evangelium den Armen zu predigen; und gerade die Armen, sagt der Apostel, mögen doch viele reich machen. Es ist am Ende nicht schwer, sich in die Armut zu schicken."



„Brav geantwortet, wie ein Christenmensch. Vielleicht haben wir Gelegenheit, auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Ich höre, Sie haben die Rechte studiert. Denken Sie, daß Sie die Papiere ordnen könnten, die etwas Kenntniss des Rechts und der Staatswissenschaften voraussetzen?“

„Wenn Euere Gnaden es mir anvertrauen wollen, möchte ich's wohl versuchen.“

„Gut, nehmen Sie diese Papiere und lesen Sie dieselben durch. Sie enthalten Anfragen vom Kanzler Drenstierna und die Antworten, soweit ich imstande gewesen bin, dieselben zu besorgen. Bringen Sie mir einen Auszug vom Ganzen. Sie können sich dazu Zeit nehmen; und sobald Sie fertig sind, klopfen Sie an die nächste Thür an.“

Neumark verließ das Hotel des Gesandten an diesem Abend mit einem strahlenden Gesicht; wie er durch die Straßen eilte, sprach er zu sich selbst mit einem flüchtigen Lächeln um die Lippen: „Ja, ja,

Wer nur den lieben Gott läßt walten —.“

Sein Weg ging zu dem Laden des Juden Nathan.

„Geben Sie mir mein Violoncell“, rief er. „Hier ist eine Krone und ein Viertel, und noch ein Gulden dazu. Erstaunen Sie nur nicht so. Ich kenne Sie gut genug. Sie haben sich meine Armut zunutze gemacht; und wäre ich eine Stunde über die gesetzten zwei Wochen ausgeblieben, so hätten Sie die fünf Kronen in die Tasche gesteckt. Doch danke ich Ihnen für das, was Sie mir geliehen haben, denn ohne das hätte ich Hamburg am Bettelstab verlassen müssen. Dabei ist mir's gar nicht, als hätten Sie irgend was aus eigenem Antriebe getan, sondern vielmehr alles als ein Werkzeug in Gottes Hand. Sie wissen nichts von der Freude, die es einem Christen macht, wenn er einen Bruder retten kann; so bezahle ich Ihnen in Ihrer Lieblingsmünze einen Goldgulden extra. Und das eine merken Sie sich:

Wer Gott, dem Allerhöchsten traut,  
Der hat auf keinen Sand gebaut.“



Hierauf ergriff Neumark triumphierend sein Violoncell und stürzte eilenden Fußes nach Hause; er stand nicht eher still, als bis er in seinem Zimmer angelangt war. Da setzte er sich und fing an zu spielen mit solchem himmlisch süßen Ton, daß Frau Johannsen herbeiflog und ihn mit Fragen förmlich bestürmte. Er hörte alles ruhig an und spielte und sang, bis die Wirtin selbst kaum noch wußte, ob sie im Himmel oder auf Erden war.

„Sind Sie hier, gute Frau Johannsen?“ sagte er, als er zu Ende war. „Gut, Sie tun mir wohl den Gefallen, so viele Leute hereinzurufen, als Sie im Hause und auf der Straße treffen. Bringen Sie alle herein, so will ich ein Lied singen, das niemand je zuvor gehört hat, denn ich bin der glücklichste Mensch in Hamburg. Gehen Sie, liebe Frau, gehen Sie und bringen Sie mir eine Versammlung zusammen, so will ich ihr eine Predigt auf meinem Violoncell halten.“

In wenigen Minuten war das Zimmer gefüllt, Neumark erfaßte seinen Bogen, spielte einige Takte und stimmte dann mit heller Stimme an:

Wer nur den lieben Gott läßt walten  
Und hoffet auf Ihn allezeit:  
Den wird Er wunderbar erhalten  
In aller Not und Traurigkeit.  
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,  
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die schweren Sorgen?  
Was hilft uns unser Weh und Ach?  
Was hilft es, daß wir alle Morgen  
Beseufzen unser Ungemach?  
Wir machen unser Kreuz und Leid  
Nur größer durch die Traurigkeit.

Man halte doch ein wenig stille  
Und sei doch in sich selbst vergnügt,  
Wie unsers Gottes Gnadenwille,  
Wie Sein' Allwissenheit es fügt.  
Gott, der uns Ihm hat auserwählt,  
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.



Er kennt die rechten Freudenstunden,  
Er weiß wohl, was uns nütze sei.  
Wenn Er uns nur hat treu erfunden  
Und merket keine Heuchelei:  
So kommt Gott, eh' wir's uns verseh'n,  
Und läßet uns viel Gut's geschehn.

Hier hielt der Sänger inne, denn seine Stimme zitterte, und die Tränen rannen ihm iber die Backen herunter. Die kleine Versammlung stand wie gebannt in stiller Teilnahme; aber am Ende konnte Frau Johannsen sich doch nicht länger halten.

„Lieber, werter Herr,“ fing sie an, indem sie ihre Backen mit der Schürze trocknete, denn es war nicht ein einziges Auge in dem ganzen Haufen trocken geblieben, „das ist doch ganz und gar, als wenn ich in der Predigt säße und vergäße all meine Sorgen, versenkt in Gott im Himmel und in den Herrn Christus am Kreuze. Wie ist das alles nur zugegangen? Sie waren so niedergeschlagen heute morgen, und jetzt möchte das Herz vor Freude springen. Hat Gott Ihnen ausgeholfen?“

„Ja, das hat Er getan, mein guter, gnädiger Gott und Vater. Alle meine Not ist voriber. Denken Sie nur! Ich bin Sekretär beim schwedischen Gesandten hier in Hamburg — und habe hundert Kronen das Jahr; und, um meine Freude voll zu machen, gab er mir fünfundzwanzig Kronen im voraus, so daß ich meine Geige auslösen konnte. Ist der Herr nicht ein wunderbarer und gnädiger Gott? Ja, ja, liebe Leute, seid dessen nur gewiß:

Wer Gott, dem Allerhöchsten traut,  
Der hat auf keinen Sand gebaut.“

„Und dieses schöne Lied, lieber Herr, wo haben Sie dieses schöne Lied her, wenn ich fragen darf? Ich weiß doch das ganze Gesangbuch aus- und inwendig, aber das Lied kenne ich nicht. Haben Sie das etwa selbst gemacht?“

„Ich? Nun ja; ich bin das Instrument, die Harfe; aber Gott hat die Saiten berührt. „Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut —“, diese Worte lagen wie eine sanfte Bürde auf





## Der Pfalter.

Vor jetzt ungefähr 50 Jahren lebte in einer größeren Stadt Hollands ein altes Ehepaar. Die Leuten bewohnten eine ärmliche Mietwohnung. Ach, sie hatten einst bessere Tage gesehen, davon zeugte ihr zwar bescheidener, aber solider Hausrat. Zugleich ließen die Gesichtszüge der würdigen Alten erkennen, daß ein reich bewegtes Leben hinter ihnen lag. Auch jetzt noch schien manche Sorge auf ihnen zu lasten. Indessen war ein Schatz in ihrem Besitz, um welchen wohl mancher Reiche dieser Welt sie beneidet haben würde, und welcher ihnen auch bei aller Not nicht abhanden kommen konnte: sie kannten Gott als ihren Vater in Christo Jesu, und ihre Herzen fanden in dem Bewußtsein Seiner Gnade und Macht Frieden und stets neue Kraft und Freudigkeit.

Meine Leser möchten jedoch wohl die Vergangenheit der beiden Alten kennen lernen. Als sie sich vor vielen Jahren vor Gott zum Ehebund vereinigten, da bekleidete der Mann — wir wollen ihn Berger nennen — eine gute Stelle in einem Bankhause zu N. Er erwarb sich das Vertrauen und die Zufriedenheit des Bankiers, so daß er stets höhere Posten erlangte und schließlich die Direktorstelle innehatte. So hatte die Familie Berger ein sorgenfreies Leben. Allein schmerzliche Prüfungen kamen; Sohn und Tochter, ihre einzigen Kinder, erkrankten und starben, als sie eben erwachsen waren. Der Schmerz über diesen Verlust war groß; aber die gebeugten Eltern kannten ja den Gott alles Trostes, und zu Seiner unwandelbaren Liebe richteten sie ihre Blicke empor. So wurden ihre Herzen aufgerichtet. Aber Gottes Volk wird mannigfach geprüft. Es gefiel Gott, den Glauben des geliebten Ehe-

paares aufs neue zu läutern, wie man Gold und Silber läutert.

Das Bankhaus, an dem Herr Berger viele Jahre solche schöne Stellung bekleidete, mußte seine Zahlungen einstellen. Mit diesem Augenblick hörte natürlich diese Stellung auf. Wohl hatten die lieben Leute noch nicht mit Mangel und Hunger zu kämpfen, aber sie mußten doch zu den Ersparnissen vergangener Jahre greifen. Berger war nun 58 Jahre alt, und so sehr er sich auch bemühte, eine ähnliche Stellung wie die bisherige zu erlangen, so gelang ihm dies nicht; man zog jüngere Kräfte vor. Hier und da brachte ihm eine schriftliche Arbeit eine kleine Summe ins Haus, allein das waren doch nur seltene Fälle. Wohl täglich wandten sich die armen Leute in ernstem Flehen zu Gott um eine neue Lebensstellung. Sie sahen ihre Mittel zu Ende gehen, was sollte dann aus ihnen werden? Eines war ihnen zwar gewiß: der Herr konnte sie nicht im Stiche lassen; aber Sein Tun mit ihnen erschien doch schwer. Ihre frühere, geräumige Wohnung mußten sie längst aufgeben und jene geringen Räume beziehen, in welchen wir sie bei Beginn unserer Erzählung, sechs Jahre nach Verlust der Direktorstelle, fanden. Noch wäre die Not nicht so groß gewesen, hätte nicht Berger in guten Tagen einem Verwandten eine größere Summe geborgt. Im Vertrauen auf dessen Ehrlichkeit und fromme Worte hatte er ihm das Geld vorgestreckt, ohne einen Schuldschein zu verlangen, auch sollte das Darlehen nur für einige Wochen sein. Nun waren schon Monate und Jahre darüber hingegangen, aber der Nefte, welcher die schwierigen Umstände seiner Verwandten gut kannte, fragte nichts nach ihrer Not und ließ, ungeachtet aller Bitten und Mahnungen, die Sache ungeordnet. Und mit der Zeit entpuppte er sich als ein ehrloser Betrüger. Lächelnd sagte er eines Tages zu Herrn Berger, der ihn in dieser Angelegenheit nochmals besuchte: „Ja, Onkel, daß es Euch nicht gerade glänzend geht, will ich schon glauben. Die schwierigen Umstände haben Euch sogar, scheint's, den Kopf verwirrt. Ihr redet immer, als ob ich Euch noch Geld schulde. Aber





seln zu und erwachten erst, als beim anbrechenden Tage heftig an ihre Thür geklopft wurde. Erschreckt fuhren beide aus dem Schlafe auf. Eine Männerstimme rief: „Man hat mich geschickt, um den Hausrat für die Versteigerung herzurichten!“

„Dein Wille geschehe, o Herr!“ seufzte Berger, und seine Frau fügte leise hinzu: „Amen!“ Der Arbeiter wurde eingelassen und machte sich an sein Werk. Bald stand alles bereit für etwaige Käufer, welche vor der Versteigerung die Sachen in Augenschein nehmen wollten. Gebeugten Hauptes gingen die beiden Alten auf und nieder. Der Arbeiter, welcher gewiß schon manche traurige Szene gesehen hatte, schüttelte den Kopf. „Sind es auch nicht viele Sachen,“ murmelte er vor sich hin, „so sind sie doch in gutem Zustande: Die Leute haben gewiß bessere Tage gekannt. Was wird meine Frau sagen, wenn ich ihr heute abend erzähle, was ich wieder einmal erlebt!“ Der Mann hatte recht. Die Sachen waren sauber und gut erhalten. Jetzt sollten sie für Schleuderpreise hergegeben werden und brachten wohl kaum die vierzig Gulden ein, welche die Schuld ausmachten. Unsere Leutchen trugen stumm ihren Schmerz. Sie hatten nicht gedacht, daß der Herr, dem sie vertrauten, es so weit kommen lassen würde.

Bald vernahm man Schritte auf der Treppe. Mehrere Käufer, wie sie sich bei Versteigerungen einfinden, kamen, natürlich mit der Absicht, auf einer Zwangsversteigerung recht gute Sachen für einen recht geringen Preis zu ersteigern. Ohne Gefühl und Teilnahme für die Betrübten, deren Sachen hier feilgeboten wurden, prüften sie alles, kritisierten und taxierten es nach ihrer Schätzung. Von neuem öffnete sich die Thür, und ein alter Herr trat ein. Sein Aeußeres verriet sofort den vornehmen Mann. Seiner Haltung nach mußte er ein alter Militär sein. Aller Augen richteten sich staunend auf ihn; kam es doch fast nie vor, daß vornehme Leute sich zu solcher Versteigerung einfanden. Der alte Herr war denn auch nicht gekommen, um hier Geschäfte zu machen. Ohne



sich um Käufer und Verkaufsgegenstände zu kümmern, ging er auf das alte Ehepaar zu und begrüßte es freundlich, als wäre er ein alter Bekannter. Teilnehmend erkundigte er sich leise nach ihrer gegenwärtigen Lage und nach der Größe der Summe, um derentwillen sie gepfändet worden seien. Als er alles wußte, wandte er sich um und stieß mehrmals fest mit dem Stock auf den Boden. Die Käufer horchten auf. „Die Versteigerung findet nicht statt, ihr Leute!“ rief er. „Der Hausrat wird nicht verkauft. Wo ist der Exekutor?“

„Mit Verlaub, Herr Major,“ kam dieser herbei, der den alten Herrn kannte. „Hier bin ich.“

„Wollt Ihr wirklich den kleinen Hausrat wegen der elenden vierzig Gulden verkaufen?“ „Im Auftrag des Gerichts, Herr Major!“

„Nun, schon gut! Schafft nur erst jetzt die Leute fort!“ „Zu dienen, Herr Major. Aber, entschuldigen Sie, das Geld . . .?“

„Ich bezahle es natürlich, das versteht sich! Nur erst hier Luft geschafft! —“

So wurde denn die Versteigerung aufgelöst; die kauf- lustige Menge verschwand kopfschüttelnd; der Gerichtsvoll- zieher aber empfing von dem Major sein Geld und ging gleichfalls.

Nun waren Bergers mit ihrem Wohltäter allein, Ihre Herzen strömten über von Dank gegen Gott, der ihnen so wunderbar aus der Not geholfen hatte. Unter Tränen dankten auch sie dem Major. Dieser aber wies alles von sich mit den Worten: „Schon gut! Schon gut! Ihr habt da eine Bibel, sehe ich — ich auch. Ihr leset wohl auch darin. — Doch“, fuhr er fort, „darf ich mir die alten Bücher ein- mal besehen?“ Damit ergriff er die Bibel und dann einen beiliegenden lateinischen Psalter, und nachdem er eine Weile hineingeschaut, sagte er: „Kann ich mir dieses Buch ein- mal mitnehmen?“ „Mit Vergnügen, Herr Major,“ entgeg- nete Herr Berger; „alles hier gehört ja Ihnen!“ „Nun, so ist es nicht gemeint. Ihr sollt Euer Eigentum nicht verlieren.“



Morgen, so Gott will, bringe ich Euch das Buch zurück. Und hierfür“, damit legte der Major einen Gulden auf den Tisch, „kauft etwas zu essen. Morgen hoffentlich sehen wir uns wieder!“ Und ehe die Leute dem alten Herrn danken konnten, war er verschwunden. Obwohl sonderbar in seinem Benehmen, kurz und fast barsch erscheinend, war er ein wahrer Christ mit edlem Gemüt, der gern die Tränen anderer trocknete. Gott hatte ihn zu Bergers geführt, von deren Lage er nichts wußte; die Versteigerung zog ihn an; und er erkannte bald, daß der Herr ihn heiße, hier zu helfen. Das alte Buch nahm er auch eigentlich nur mit, um Gelegenheit zu haben, noch einmal wieder zu den alten Leuten zu kommen. Er fühlte sich zu diesen braven Leuten hingezogen. Allein Gott hatte auch hierin Seinen besonderen Plan.

Daheim angekommen, setzte sich der Major still nieder und bat den Herrn, ihm zu zeigen, was man nun wohl weiter für die lieben Alten tun könne. Dabei fiel sein Blick wiederholt auf das Buch, das er mitgenommen. Er nahm es zur Hand und untersuchte es von neuem. Vielleicht hat es für Antiquitätensammler einen gewissen Wert, sagte er sich. Er hatte noch nie ein so altes interessantes Exemplar gesehen. Es enthielt allerdings nur die Psalmen; aber es war gedruckt im Jahre 1457 und zwar von Fust und Schöffer.\*) Um sich zu vergewissern, was wohl das Buch wert sei, begab sich der Major sofort zu seinem Buchhändler, der zugleich ein bedeutender Antiquar war. „Guten Tag,“ begrüßte er ihn, „wollen Sie die Güte haben, dieses Buch einmal anzusehen, und mir sagen, was es wohl wert sein kann?“ „Mit Vergnügen, Herr Major“, entgegnete der Buchhändler und nahm das Wertstück aus dem Einschlagpapier. Mit scharfem Blick beobachtete ihn der Major und freute sich im stillen königlich über die bewundernden Blicke, mit welchen der Kenner das alte Werk betrachtete. „Das ist nach Ihrem

\*) Also ein für die Geschichte der Buchdruckerkunst höchst wertvolles Exemplar, denn dieses Psalterium ist nach der lateinischen Bibel das erste Druckwerk mit Ort und Datum, das wir kennen.





Sie den Eigentümer das Buch nicht verkaufen, ehe ich noch einmal Rücksprache mit ihm genommen habe. Ich werde unterdessen die Liebhaber unter meinen Kunden von dem seltenen Fund in Kenntniß setzen."

Nach längerem Hin- und Herreden einigten sich der Major und der Antiquar dahin, daß letzterer dreitausend Gulden sofort bar für das Buch auszahlen wolle und überdies den Gewinn, den er beim Wiederverkauf erzielen würde, mit dem bisherigen Eigentümer teilen wolle. Der Major ließ sich dies schriftlich geben und begab sich mit jubelndem Herzen nach Hause. Er konnte sich nicht genug wundern und dem Herrn danken, der so schnell einen Weg zur weiteren Durchhilfe der alten Bergers gefunden hatte.

Von diesem glücklichen Ereignis hatten die beiden Alten an diesem Abend noch keine Ahnung; aber sie waren dankbar für Gottes wunderbare Rettung aus der augenblicklichen Not. Wußten sie auch noch nicht, wie sich ihr Los in Zukunft gestalten werde, so vertrauten sie doch dem Herrn völlig, daß Er sie auch fernerhin nicht im Stich lassen, sondern sich ihrer gnädig annehmen werde, wie Er es auch heute in so augenscheinlicher Weise gethan. Kein Mensch, ausgenommen der böse Nefte, hatte um ihre schwierige Lage gewußt. Gott aber hatte ihre Bedrängnis gesehen und den Major zu ihnen gesandt, um ihnen zu helfen. Mit dankbarem Herzen legten sie sich, nachdem sie noch den Herrn gepriesen hatten, zur Ruhe.

Am nächsten Morgen gleich teilte ihnen der Major durch einige Zeilen mit, daß das alte Buch wohl ihr Retter aus der Not werden würde. Herr Berger faltete stumm dankend die Hände, als ihm seine Frau, da er selbst weder gut hörte, noch sah, das Briefchen vorlas. Am Abend kam dann der gute Major selbst und erzählte ihnen den ganzen Sachverhalt. Da flossen den lieben Alten die Tränen über die durchfurchten Wangen. Wie wunderbar waren Gottes Gedanken und Wege!

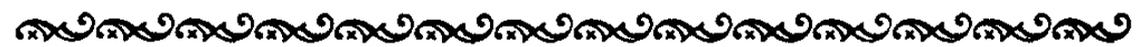


„Nun erzählt mir doch auch,“ sagte der Major, „wie Ihr zu dem alten Buche gekommen seid!“

Da erzählten Bergers denn ihrem Freunde, wie sie in den Besitz des lateinischen Psalters gekommen. Als sie in diese ihre ärmliche Wohnung einzogen, lag eine Treppe tiefer ein alleinstehender alter Herr krank. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Seine einstige Wohlhabenheit hatte sich durch viele Verluste in große Armut verwandelt. Dann waren ihm später Frau und Tochter gestorben. Und nun lag er einsam und elend auf seinem Krankenbett.

Bergers hatten bald von der schweren Lage ihres Hausgenossen Kenntnis erlangt und suchten, soviel sie es vermochten, ihm seine Lage zu erleichtern. Der arme Mann besaß nichts mehr, und obwohl unsere Freunde selbst schon mit dem Mangel zu kämpfen hatten, so teilten sie doch dem Kranken von dem mit, was sie hatten.

Als es mit ihm zu Ende ging, wachten Mann und Frau abwechselnd an seinem Bette. In einer Nacht glaubte Frau Berger zu bemerken, daß der Sterbende noch einen Wunsch habe. Nach langem Fragen vernahm sie, daß derselbe gerne noch einmal die Bilder seiner Frau und seiner Tochter gesehen hätte. Dieselben befanden sich mit einigen anderen alten Andenken in einem Kästchen, welches nebst seiner ganzen anderen Habe ins Leihhaus gewandert war. Frau Berger sprach am nächsten Morgen mit ihrem Mann. Freilich wußten sie selbst nicht aus und ein; aber sie brachten es nicht übers Herz, dem Sterbenden den letzten Wunsch abzuschlagen, und so wandten sie das Geld, welches ihnen eigentlich selbst not tat, daran, das Kästchen einzulösen. Der alte Mann erfreute sich unverkennbar noch sehr an den Bildern. Als er schon zu schwach war, um zu sprechen, forderte er durch Zeichen Papier und Tinte und schrieb undeutlich, doch lesbar: „Meinen Nachlaß vermache ich Familie Berger.“ Hierunter setzte er Namen und Datum. Bergers wichen nicht von dem Sterbelager. Wenn sie dem Leidenden Gottes Wort vorlasen oder für ihn beteten, stimmte er durch Kopf-



nicken den Worten bei. Sanft und friedlich entschlief er dann.

Als unsere Freunde den sehr geringen Nachlaß ordneten, fanden sie in besagtem Kistchen das Psalmenbuch, welches ihnen durch Gottes Güte nun den großen Gewinn einbrachte.

„Wahrlich,“ rief der Major, als Bergers ihre Geschichte beendet hatten, „wahrlich, dieses Buch hat recht.“ Dabei wies er auf den Psalter hin und sagte: „Dort, in Gottes Wort, lesen wir: „Glückselig, wer acht hat auf den Armen! Am Tage des Uebels wird der Herr ihn erretten!“ (Ps. 41, 1.) Und anderswo lesen wir: „Wer des Armen sich erbarmt, leiht dem Herrn, und Er wird ihm seine Wohlthat vergelten.“ (Spr. 19, 17.)

Nicht lange mehr blieben die lieben Alten in der ärmlichen Mietswohnung. Der Major lud sie ein, zu ihm in sein geräumiges Haus zu ziehen. Dort wohnten sie miteinander bis zu ihrem seligen Ende in herzlicher Liebe, bis sie der Herr nacheinander abrief in die ewigen Wohnungen des Friedens.





## Der reisende Uhrmacher.

Eines Tages erzählte mir der reisende englische Uhrmacher Friedrich Knight, dessen Bekehrungsgeschichte ebenso interessant ist wie er selbst, folgende Begebenheit aus seinem Leben:

„Auf einer meiner Reisen von Ort zu Ort, um Uhren zu reparieren, bemerkte ich auf dem großartigen Vorplatz einer schönen Villa auf dem Lande eine prachtvolle französische Uhr, die stumm und still da stand. Nachdem ich eine andere altertümliche große Standuhr, ein Erbstück der Familie, wieder in Ordnung und in Gang gebracht hatte, fragte ich, ob ich nicht auch die französische Uhr nachsehen dürfe. „D gewiß,“ sagte die Frau des Hauses langsam, „aber es hat keinen Zweck; Sie werden vergeblich versuchen, sie in Gang zu bringen; ihr ist einfach nicht mehr zu helfen. Diese Uhr hat ihre Geschichte. Sie steht nun schon viele Jahre in unserer Familie und wurde von meinem Großvater aus Paris hierher gebracht. Sie ist aber im ganzen noch keine Stunde gegangen, seitdem wir sie hier gehabt haben.“ „Sie ist vielleicht ein wenig in übler Laune,“ sagte ich, „oder sie hat Heimweh. Ich glaube doch, daß ich sie zum Gehen bringe.“ „Das sagen die Uhrmacher alle,“ sagte die Dame, „aber ich will es Ihnen gern gestatten, sie nachzusehen. Dann wird nur ein Künstler mehr an der Uhr gewesen sein, dem es nicht gelungen ist, sie herzustellen.“ — Dankend nahm ich die Erlaubnis an, die Uhr vorzunehmen, und holte sie behutsam von dem Sockel herab, auf dem sie stand und setzte sie so sorg-



fältig auf den Tisch, als ob sie ein rohes Ei gewesen wäre. Während ich das Zifferblatt los-schraubte, stand die Dame neben mir und sah mir aufmerksam zu, bis ich ausrief: „Was fehlt dem Ding; es scheint ihm gar nichts zu fehlen!“ „Das sagen sie alle,“ rief sie lachend, „aber keiner kann das komplizierte Werk in Gang setzen!“ „Nun, gnädige Frau,“ sagte ich, „wenn ich die Uhr nicht in Ordnung bringe, so will ich für meine Zeit und Mühe nichts haben; aber ich möchte das Werk so gern einmal auseinandernehmen!“ „Schon gut,“ sagte die Dame, „wenn es Ihnen aber gelingt, die Uhr in Gang zu setzen, so werden wir es alle im Hause so ziemlich für ein Wunder halten, obschon“, fügte sie leise hinzu, „keiner von uns hier weder an Wunder, noch an Gott glaubt.“

„Das tut mir sehr leid; dann verlieren Sie viel, gnädige Frau, sehr viel“, sagte ich ernst, und während ich die Uhr auseinandernahm, erzählte ich ihr, was Gott Großes an mir getan. Ich berichtete ihr, wie gottlos ich früher gelebt, wie Er mich bekehrt und seitdem so wunderbar geleitet und geführt habe. Sie stand oder saß neben mir und versuchte nicht einmal ein Wort zu widersprechen. „Nun,“ sagte ich endlich, „ich habe jetzt jeden Teil nachgesehen, gereinigt und geölt. Während ich die Uhr nun zusammensetze, will ich Ihnen ein Lied singen, denn ich singe immer gern ein Lied, wenn ich eine Uhr zusammensetze. Und sobald die Uhr anfängt zu gehen, werden ihre Glocken in dem Kirchturm ein Lied spielen; und noch viele andere wunderbare Dinge werden Stunde auf Stunde hintereinander folgen; denn diese Uhr ist ein Kunstwerk und kann sehr vieles.“ „Ja,“ erwiderte sie lachend, „so sagen die Uhrmacher alle. Ich habe die Uhr so oft auseinandernehmen und zusammensetzen sehen, daß ich glaube, ich könnte es jetzt selbst tun. Aber noch niemand hat ein Lied bei der Arbeit gesungen, darum werde ich Sie gern singen hören.“ Es war sehr freundlich von ihr, das zu sagen, nicht wahr? Ja, sie war wirklich eine edle Dame. Damals hatte ich noch eine gute Stimme und sang viel bei



meiner Arbeit. So sang ich denn jetzt eines meiner Lieblingslieder: „Meine Heimat ist dort in der Höh.“ Ich sang es immer wieder, bis das letzte Rädchen und Stiftchen wieder an seinem Place war, und dann sagte ich: „Jetzt werden wir sehen, wie's steht“, und gab dem Pendel einen Stoß, aber die Uhr ging nicht. Ich war erstaunt, und die Dame neben mir mußte lachen; aber sie sagte sogleich, als wollte sie mich trösten: „Sie verzeihen, nicht wahr, daß ich lachte. Aber dies alles ist schon so oft vorgekommen, daß ich gar nicht annahm, die Arbeit würde Ihnen gelingen. Sehr wahrscheinlich ist es gar kein vollständiges Werk; vielleicht fehlen einige Räder.“ „O nein,“ rief ich, „sie ist ein reines Kunstwerk, gemacht zum Gehen, bestimmt zum Gehen, und sie muß gehen!“ „Meinen Sie, daß die Uhr je gegangen sei?“ — „Ich kann es nicht sagen, es ist nichts an ihr zu sehen, aber ich werde meinen Herrn und Heiland bitten, Er möge mir doch zeigen, wie ich die Uhr in Gang setzen soll, und Er wird mich erhören.“ „O machen Sie sich nicht soviel Mühe damit,“ sagte die gütige Dame, indem sie mich wegen meiner Bemerkung, daß ich beten wolle, von der Seite scheu ansah; darauf sagte ich ruhig: „Fürchten Sie nicht, daß ich ein wenig „daneben“ sei, wie man zu sagen pflegt. Der Herr der Herrlichkeit, der mich hört, ist mir sehr nahe; und Er möchte es auch allen Seinen Menschenkindern sein. Zu Ihm werde ich flehen, Er möchte mir doch zeigen, wo der Fehler bei der Uhr liegt und Er wird es tun.“ „Das soll mich verlangen, ob der Herr des Weltalls, an den Sie glauben, und an den Sie sich also wenden wollen, sich über eine solche Kleinigkeit erbitten läßt.“ „O geehrte Frau,“ rief ich, „kein Sperling fällt zu Boden ohne Sein Wissen, und die Haare unseres Hauptes sind alle gezählt.“ Dann kniete ich, ohne um Entschuldigung zu bitten, nieder und betete: „Du, mein Gott und Vater, ich weiß, daß Du mich hörst. Du hast mir die Liebe zu meinem Beruf gegeben. Schon so viele Jahre hast Du mir darin beigestanden, und Du hast mir stets von Ort zu Ort und von Haus zu Haus Gelingen





ihrem ganzen Hause vor Gott geb. ugt hat und an den Herrn Jesus gläubig geworden ist und Ihm dien.; heißt mich immer mit Dank zu Gott willkommen. Wenn ich aber fortgehe, sagt sie: „Gott segne Sie und behüte Si.; Er sei mit Ihnen! Gehen Sie und zeugen Sie für Christus, unseren Herrn, wohin Er Sie führt und solange Sie noch hienieden sind.“ —

